



**Verleihung der Förderpreise  
der Südosteuropa-Gesellschaft  
an Dr. Iva Lučić, Uppsala und Dr. des. Cem Kara, München  
SOG-Jahresversammlung  
Berlin, 10. Februar 2018**



## Laudatio

Laudatio von Prof. Dr. Wolfgang Höpken,  
Professur Abteilung Ost- und Südosteuropäische Geschichte, Universität Leipzig



„Liebe Preisträger, Herr Präsident, meine sehr geehrten Damen und Herren,

die Finanzkrise des Jahres 2008, deren Nachwehen uns auch heute, zehn Jahre später, immer noch plagen, macht es auch den Stiftungen, insbesondere den kleineren Stiftungen, schwer, ihr segensreiches Wirken zu entfalten, dürfen diese ihre Tätigkeit doch nur aus den Zinserträgen ihres Stiftungskapitals bestreiten und diese waren bekanntlich in den vergangenen Jahren zunehmend schwerer zu erwirtschaften. Gott sei Dank aber gibt es sie noch, die kleinen Gallischen Dörfer, die sich tapfer gegen die Zinspolitik des römischen Cäsaren Mario Draghi zur Wehr setzen. Eines dieser Gallischen Dörfer ist ohne Frage die Fritz-und Helga Exner-Stiftung, die seit vielen Jahren mit der Vergabe von Reisestipendien, der Finanzierung von Studienaufenthalten und Praktika junger südosteuropäischer Nachwuchskräfte oder der Unterstützung für unser Nachwuchskolloquium in generöser Weise zur Tätigkeit der SOG beiträgt und die es uns auch in diesem Jahr wieder ermöglicht, den gleichnamigen Nachwuchspreis zu verleihen.

Wir haben im vergangenen Jahr leider Abschied nehmen müssen von Fritz Exner, der die Arbeit der SOG über so viele Jahre mit so viel Interesse und so viel Engagement begleitet und mitgeprägt hat. Umso mehr haben wir dafür zu danken, dass Frau Dr. Exner, die leider nicht unter uns sein kann, die Arbeit ihrer Stiftung auch weiterhin wohlwollend begleiten wird.

Wenn wir in diesem Jahr in der Lage sind, nicht nur einen, sondern zwei Preise zu vergeben, so liegt dies darin begründet, dass uns auch noch ein anders langjähriges und tragendes Mitglied der SOG zur Seite gesprungen ist. Unser Präsidiumsmitglied Dr. Franz Lothar Altmann, der leider heute nicht in Berlin sein kann, nämlich hat mit einer großzügigen Spende die für die Preisvergabe zur Verfügung stehenden Mittel aufgestockt. Entgegen der üblichen Dramaturgie von Laudationes erlauben Sie mir daher, nicht erst am Ende, sondern schon zu Beginn meiner Laudatio und bevor ich Ihnen die diesjährigen Preisträger und ihre Arbeiten vorstelle, beiden, der Fritz-und Helga Exner Stiftung wie auch unserem Freund und Kollegen Lothar Altmann ganz herzlich für ihre Unterstützung zu danken.

Beide haben es mit ihrem Engagement auch dem Preis- und Stipendienausschuss leicht oder zumindest leichter gemacht, die diesjährigen Preisträger auszuwählen, haben sie uns doch der oftmals schmerzenden Notwendigkeit enthoben, sich zwischen mehreren Arbeiten entscheiden zu müssen, die nach Gegenstand, Disziplin oder Qualität kaum zu vergleichen und abzuwägen sind – etwas was uns in den vergangenen Jahren des Öfteren Kopfschmerzen bereitet hat und gelegentlich auch einen bitteren Beigeschmack hinterließ. Wir können dank des Engagements unserer Stifter und Spender in diesem Jahr also zwei Personen und ihre Arbeiten auszeichnen, die ich Ihnen nunmehr kurz nahebringen möchte.

Lassen Sie mich, der Chronologie der Themen folgend, zunächst mit Herrn Cem Kara beginnen, der für seine an der Universität München verteidigte Dissertation zum Thema *„Grenzen überschreitende Derwische: Kulturbeziehungen des Bektaschi-Ordens 1826 bis 1925“* ausgezeichnet wird.

Cem Kara hat Geschichte und Philosophie an der Universität Köln, aber auch in Istanbul studiert. Er war Stipendiat des Deutschen Orient-Instituts in Istanbul wie auch des Leibniz-Instituts für europäische Geschichte in Mainz. Erste berufliche Erfahrungen sammelte er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität München, wo er auch die nämliche Dissertation unter der Betreuung von Marie Janie Calic und des Bochumer Osmanisten Magnus Koller angefertigt hat.

Die Derwische des Bektaschi-Ordens im 19. und frühen 20. Jahrhundert erscheinen in Karas Arbeit als Prototypen und Trägerschichten vielfältiger transkultureller und transreligiöser Beziehungen und Verflechtungen im Osmanischen Reich und eben diesen transkulturellen und transreligiösen Beziehungen und Verflechtungen geht der Autor in seiner Arbeit auf verschiedenen Ebenen nach: Er zeichnet sie zunächst im komplexen und immer auch spannungsreichen Verhältnis der Bektashi zu anderen islamischen Gruppen und Religionskulturen nach, den Sunniten vor allem, aber auch den Aleviten; er fragt sodann nach den Einflüssen und wechselseitigen Wahrnehmungen, welche die Bektashi aus dem Kontakt mit ihren christlichen Nachbarn gewonnen haben. Er richtet den Blick schließlich auf die erstaunlich vielfältigen Wechselbeziehungen der Bektashi mit „westlichen“ Akteuren von Reisenden und Forschern bis hin zu Freimaurern. Wie haben, so lautet die Leitfrage der Arbeit, solche transkulturellen und transreligiösen Beziehungen und Verflechtungen der Bektashi mit islamischen und nicht-islamischen, innerwie ausser-osmanischen Gruppen und Akteuren die eigene Religionskultur, die Selbstwahrnehmung und Selbstreflexion, aber auch die Fremdwahrnehmung und Grenzziehung der Bektashi gegenüber „den Anderen“ beeinflusst, verändert und geformt. Es ist dies eine Fragestellung, die Kara in einem breiten Blick auf die Bektashi des Balkan, aber auch des zentral und ostanatolischen Kerngebiets des Osmanischen Reiches für ein langes Jahrhundert zwischen 1826 und 1925 ins Auge nimmt. Im Ergebnis der quellennahen Analyse Karas zeigt sich nicht nur ein erstaunlich dichtes und vielfältiges Tableau solcher Wechselbeziehungen, das in dieser Breite von der Forschung bislang nicht gewürdigt worden ist. Sondern auch, wie sehr diese Kontakte auf die

Selbstbeschreibung der Bektashi zurückgewirkt haben. Auf den Häresievorwurf des Sunnitentums gegen die Bektashi etwa reagierten letztere durch eine zunehmenden Annäherung an ihre islamischen Glaubensbrüder einerseits, aber auch mit einer Verhärtung der konfessionellen Grenzziehung gegenüber den nicht-muslimischen Gruppen andererseits. Im Kontakt mit den christlichen Bevölkerungsgruppen wandelte sich die Beziehung von einer, wie Kara es nennt, „akkomodativ-inklusiven“ zu einer „tendenziell exklusiven“ Haltung, mit der die Bektashi vor allem in der Spätphase des Osmanischen Reiches und unter dem Eindruck der sich verfestigenden Spannungen zwischen dem Imperium und den Nationalbestrebungen der christlichen Untertanen die Grenzziehung zum christlichen Anderen schärfer zogen, ohne damit freilich alle Räume des kulturellen Transfers und der Interaktion über die konfessionellen Grenzen hinweg zu verschließen. Schließlich war es auch der Kulturkontakt mit „westlichen“ Akteuren und deren Ideen, der auf die Selbstbeschreibung der Bektashi zurückwirkte. Ihre französischen, englischen, deutschen philosophischen und politischen Ideen, bis hin zu ideengeschichtlichen Verflechtungen mit den USA, brachten die Bektashi nicht nur mit Vorstellungen von Parlamentarismus, Konstitutionalismus Liberalität und Toleranz in Kontakt und veranlassten sie, derartige Vorstellungen auf die eine oder andere Weise in den eigenen Ideenhaushalt zu integrieren. Diese Kontakte produzierten umgekehrt auch ein Bild „des Westens“ von den Bektashi, das der Verfasser mit dem Begriff Edward Saids als „Orientalismus“ beschreibt. Auch wenn die Bektashi einen solchen Kulturaustausch immer auch dazu nutzten, sich in ihrem religiösen und ideengeschichtlichen Selbst von anderen abzugrenzen, so ist das von Kara aufgefächerte Netz an inter- und transreligiösen Kulturbeziehungen zugleich ein Fallbeispiel für die ja nicht nur wissenschaftlich diskutierte Frage des Verhältnisses von Islam und Europa und bietet für diese illustrative Einsichten.

Im Endergebnis, und damit lassen Sie mich diese unangemessen knappe Vorstellung einer reichen und facettenhaften Arbeit beschließen, bescheinigen die Gutachter der Arbeit denn auch, auf der Grundlage einer reflektierten Begrifflichkeit, welche auch die theoretischen Konzepte von Transkulturalität und der Verflechtungsgeschichte souverän handhabt, „eine beachtliche Forschungsleistung“ erbracht zu haben, die zudem durch ihre Quellenbreite und durch ihren analytischen Gehalt besticht.

Bei der zweiten zu würdigenden Arbeit handelt es sich um die Dissertation von Iva Lučić, die sie unter dem Titel *„Im Namen der Nation: Der politische Aufwertungsprozess der Muslime im sozialistischen Jugoslawien“* an der Universität Uppsala in Schweden verteidigt hat. Auch hier zunächst einige knappe Notizen zur (sehr bemerkenswerten) Biographie der Autorin.

Frau Lučić kam während des Bosnien-Krieges als junges Mädchen mit Ihrer Familie nach Deutschland; sie absolvierte hier das Gymnasium und wurde anschließend am berühmten „Mozarteum“ in Salzburg zur Opern-Sängerin ausgebildet. Gott sei Dank, jedenfalls Gott sei Dank für uns Historiker und Südosteuropa-Interessierte, verzichtete sie allerdings darauf die Mailänder Scala und die Metropolitan Opera zu erobern, sondern wandte sich dem Studium der Geschichte und Theologie zu, das sie zunächst an die Universitäten Paris und Salzburg, sodann an die Universität Uppsala führte – eine auch in Zeiten üblicher studentischer Mobilität bemerkenswerte internationale Biographie. Sie ist heute an ihrer Heimatuniversität in Uppsala als Lehrkraft tätig und hat gerade ein neues umweltgeschichtliches Forschungsprojekt zur Geschichte des Waldes in Bosnien begonnen, das uns auch für die nahe Zukunft auf weitere spannende Ergebnisse ihres akademischen Wirkens hoffen lässt.

Heute aber geht es um ihre Dissertation, die sich mit der Aufwertung der bosnischen Muslime von einer zuvor in ihrer ethnischen Individualität immer wieder bestrittenen Bevölkerung hin zu einer „offiziell“ anerkannten Nation in der Zeit des sozialistischen Jugoslawien beschäftigt. An Literatur zur Nationalitätenpolitik des sozialistischen Jugoslawien mangelt es bekanntermaßen nicht, sie füllt mittlerweile Bibliotheken und auch das Thema der Nationswerdung der Muslime hat die Forschung bereits des Öfteren bewegt. Die Aufwertung einer in ihrem Kern durch die Religion bestimmten Bevölkerungsgruppe zu einer säkular gedachten Nation durch einen dem Atheismus verpflichteten sozialistischen Staat – dieses schon in sich spannungsreiche Projekt der Titoschen Nationalitätenpolitik – war zu verlockend als dass es von der Forschung hätte ignoriert werden können. Iva Lučić gelingt es gleichwohl, der bisherigen Forschung zu diesem Thema einen ganz neuen Zugang abzurufen und dabei auch manche scheinbar in Stein gemeißelte These zu hinterfragen. War die bisherige Forschung nämlich zumeist davon ausgegangen, dass die Aufwertung der Muslime zur eigenständigen Nation Bosniens seit den 1960er Jahren das Ergebnis eines in der Elite wie bei der breiten Bevölkerung existenten und tief verankerten Gefühls ethno-nationaler Eigenständigkeit der Muslime gewesen sei, allenfalls vielleicht auch ein machiavellistisches Machtinstrument Titos, um den latenten Nationalismus von Serben und Kroaten im multiethnischen Bosnien einzuhegen, so stellt Lučić diese lange Zeit unbefragte Hypothese nunmehr gewissermaßen vom Kopf auf die Füße.

Im Ergebnis ihrer aus der Nutzung bislang unzugänglichen oder ungenutzten Quellenmaterials aus jugoslawischen und bosnischen Parteiarchiven gewonnenen Analyse erscheint die Beförderung der Muslime zu einer der sechs staatstragenden Völker Jugoslawiens vielmehr als das Resultat eines politischen Mobilisierungsprozesses, der ganz wesentlich von der bosnischen Parteiführung selbst in Gang gesetzt und gefördert worden ist, weniger aus ethnischen als vielmehr aus primär machtpolitischen Gründen. In einer Zeit zunehmender Föderalisierung des jugoslawischen Staates, sei es der bosnischen Parteiführung nämlich vor allem darum gegangen, den Republikstatus Bosniens gegenüber den anderen Republiken, insbesondere Serbiens und Kroatiens, zu sichern und zu legitimieren. Dafür, so die Lesart der Lučićschen Arbeit, habe die bosnische Parteiführung die besondere, triadische Multinationalität der Republik aus Serben, Kroaten und Muslimen als im Vergleich zu den anderen Republiken einzigartiges und konstitutives Merkmal der eigenen Republik in den Vordergrund gerückt, und um dieses Nachweises willen, habe sie auch die Muslime Bosniens zu einer eigenen Nation aufwerten müssen. Die „Nationswerdung“ der Bosnischen Muslime war in dieser Perspektive somit weniger ein „bottom up“ Prozess, in dem sich ein etabliertes muslimisches Nationalgefühl gegen die Politik durchgesetzt habe, sondern im Gegenteil ein „top down-Prozess“, der um der Souveränitätssicherung der eigenen Republik willen von der bosnischen Parteiführung ins Werk gesetzt oder zumindest beschleunigt worden ist. Durch die Mobilisierung nicht nur politischer Kader und Intellektueller aus dem Kreise der muslimischen Elite, sondern – nota bene! – auch der islamischen Geistlichkeit, wirkte die bosnische Parteiführung darauf hin, dieser Anerkennung der Muslime als eigenständiger Nation zum Durchbruch zu verhelfen. Lučić nähert sich der Frage nach den Entstehungsgründen einer „Muslimischen Nation“ somit von einer neuen und ganz anderen Perspektive aus. Und sie findet die Antwort auf diese Frage, indem sie den Blick auf die parteiinternen Entscheidungsprozesse als der eigentlichen Quelle dieses nationalitätenpolitischen Aufwertungsaktes lenkt. Dieser top-down gelenkte Prozess der Etablierung einer muslimischen Nation bot freilich, so ein weiteres und nicht weniger signifikantes Ergebnis ihrer Arbeit, zugleich auch anderen Akteuren Raum, die identitäre Selbstbeschreibung dieser neuen muslimischen Nation zu füllen, beispielsweise den religiösen Akteuren, welche die Gelegenheit zu nutzen wussten, auf das Einfluss zu nehmen, was ihrer Meinung nach eine solche „muslimische Nation“ ausmacht, nämlich vor allem die Religion. Das von der Partei intendierte Projekt einer säkular gedachten „muslimischen Nation“ gewann dadurch schon

begrifflich ein hohes Maß an Synkretismus und innerer Ambivalenz und es eröffnete eine Debatte, die in der Frage, was diese Nation nun letztendlich prägt, das Säkulare oder das Religiöse, auch im heutigen Bosnien nicht abgeschlossen ist, sondern nur aufs neue verhandelt wird.

Mit ihrer These setzt Iva Lučić nicht nur der heute in Bosnien beliebten teleologischen und essentialistischen Selbstbeschreibung der Muslime etwas entgegen, wonach diese mindestens seit dem späten 19. Jahrhundert, wenn nicht gar seit dem Mittelalter ein nationales Eigenbewusstsein gehabt hätten. Sie relativiert, ja sie revidiert eben auch vieles an den Ergebnissen der westlichen Forschung, die in einem solchen etablierten Eigenbewusstsein der Muslime die entscheidende Triebkraft für deren Aufwertung gesehen hatte; die Partei mithin gewissermaßen nur auf ein seit langem vorhandenes Nationsbewusstsein reagiert habe.

Ich selbst, dieses persönliche a percu mögen Sie mir vielleicht gestatten, habe vor vielen Jahren selbst einmal eben diese „ältere“ These vertreten und muss so viel jugendlichen Revisionismus daher natürlich energisch zurückweisen. Iva und ich hatten bereits mehrfach Gelegenheit unsere divergierenden Auffassungen in dieser Frage auszutauschen und sie weiß, dass ich dabei nicht bereit war, das Feld kampflös zu räumen. Mit dem ihr heute auszuhändigenden Preis, so fürchte ich, wird meine Position in diesem „Disput“ aber wohl noch aussichtsloser. Iva Lučić hat somit mit Ihrer Arbeit die Forschung tatsächlich vorangetrieben und Besseres kann man über eine Dissertation kaum sagen.

Beide diesjährigen Preisträger, meine Damen und Herren, haben, wie Sie schon an ihren Namen erkennen können, das, was wir mit dem in meinen Augen unschönen Begriff des „Migrationshintergrunds“ zu bezeichnen pflegen. Cem Kara ist im rheinischen Braunkohlrevier Frechen geboren, aber er hat türkische Wurzeln, Iva Lučić ist mit ihrer Familie vor den Schrecken des Bosnien-Krieges nach Deutschland geflohen. Beide haben hier ihre Schulausbildung und ihr Studium absolviert und nun *unser* Wissen um Südosteuropa und *unsere* Wissenschaft jetzt mit ihren Doktorarbeiten bereichert. All jene, die partout nicht einsehen wollen, dass Zuwanderung eine Bereicherung ist, nicht nur für die Zugewanderten, sondern gerade auch für die Zuwanderungsgesellschaften, seien auf das Beispiel unserer beiden Preisträger verwiesen.“

